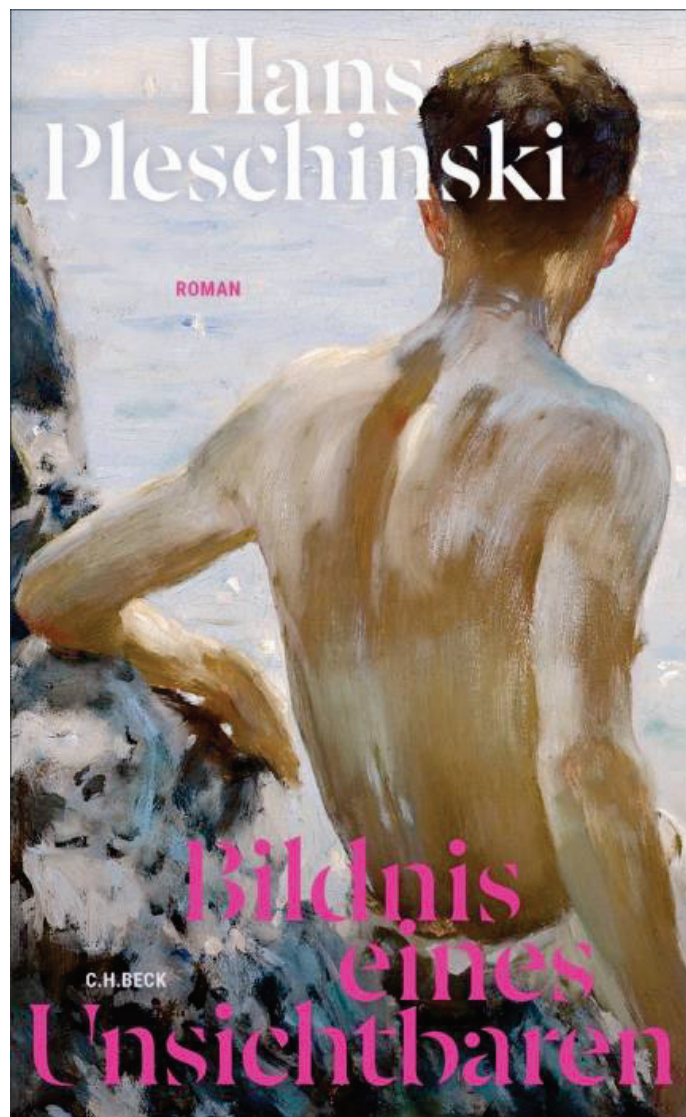


Unverkäufliche Leseprobe



Hans Pleschinski
Bildnis eines Unsichtbaren
Roman

2026. 313 S.
978-3-406-84343-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/39931276>

Hans Pleschinski

**Bildnis
eines Unsichtbaren**

Hans Pleschinski

**Bildnis
eines Unsichtbaren**

Roman

Mit einem Nachwort
von Anja Kampmann

C.H.Beck

Hans Pleschinskis Roman Bildnis eines Unsichtbaren erschien
erstmalig 2002 im Hanser Verlag.

1. Auflage 2026

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: buxdesign, Daniela Hofner

Umschlagmotiv: © Bridgeman

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84343 3



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Bildnis eines Unsichtbaren

Roman

3

Nachbemerkung des Autors

303

Wir sind aus solchem Zeug wie
das zum Träumen

Nachwort von Anja Kampmann

307

Was geschah?

Die Silvesternacht zum Jahr 2000 verbrachte ich in Paris. Nach vielen Jahren besuchte ich Serge. Ich hatte Paris und damit ihn gemieden, da ich meinte, nicht noch mehr Leid ertragen zu können. Durch Aids wirkte Paris entvölkert, entzaubert. Lange hatten sie an der Seine geglaubt, dem Virus mit Rotwein und Knoblauch Paroli bieten zu können. Am Ende war Serge auf 43 Beerdigungen gewesen. Die Île-Saint-Louis, einst Hochburg unkonventioneller Lebensfreuden, war eine stille Insel geworden. Serge selbst besaß nun woanders eine winzige Wohnung, immerhin mit Blick aufs Quartier Latin. Nur noch jedes vierte Wochenende verbrachte er in Paris. Die übrige Zeit arbeitete er von früh bis zur Abenddämmerung auf dem kleinen Weingut seiner betagten Eltern im Roussillon. Durch seinen Großvater war er ein Viertel-Spanier und hatte sich, nach furiosen Zeiten in der Hauptstadt, in einen Weinbauern verwandelt.

Mit achtzehn war er nach der Lektüre von Rimbauds Gedicht *Das trunkene Schiff* nach Paris aufgebrochen. Mit den Versen «Ja ich, den Winter im Wesen, beflog das Gewoge, stürzte mich leibhaft und taub, wie ein kindlicher Hirnbrei, dahin über treibende Halbinseln, Höllenprologe: Ins Tohuwabohu der siegreichen Weltsudelei», mit diesem Feuer war Serge von zu Hause auf und davon.

Serge war kein intellektueller Mensch und hatte keine Ambitionen. Aber seine spanisch-pyrenäische Ausstrahlung, dazu die schlanke Gestalt bewirkten, dass sich ihm in Paris viele Türen öffneten. Leute wie Patrice Chereau, sein Freund, der Dramatiker Bernard Koltès, der junge Schriftsteller Hervé Guibert, der Starregisseur Robert Wilson lernten ihn irgendwo kennen und bezogen ihn gerne in alle möglichen Eskapaden ein. «Nehmen wir doch Serge mit.» – «Gehen wir bei Serge vorbei.» Wenn er seine Tür öffnete, fragte er «Ça va?», bot einen Aperitif an und suchte sich eine Jacke fürs Ausgehen. Ich glaube, selbst den Namen von Wilson konnte er, in einer landesüblichen Nachlässigkeit, nicht korrekt buchstabieren. Doch schließlich lebte der Texaner in Paris, und nicht Serge in Texas.

Mein Freund bewohnte bestenfalls dreißig Quadratmeter und hatte Holzstühle mit geflochtenem Sitz um den kleinen Tisch gruppiert. An der Wand hing eine Reproduktion von Hieronymus Boschs *Paradies*, das mit seinen Monstern dem Ausflug eines Irrenhauses ins Grüne glich. Das Matratzenlager, in Reichweite der Spüle, war ein Pariser Durchlauferhitzer. Manchmal beherbergte die Unterlage lange Leidenschaften. Dann wieder drängten sich dort die Bekannten, die ihre letzte Metro verpasst hatten. Manche von ihnen schliefen unter den dünnen Leinenlaken wegen eines Kammers ungücklich ein, aber nicht allein, sodass sie dann längst nicht mehr so ungücklich waren. Es kam auch zu Orgien zu fünft, zu neunt.

Serges Franzosen, Bretonen, die Vorstadtgauner – *les lou-bards*, deren Lässigkeit er ziemlich verfallen war –, Stricher, die eine intakte Anlaufstelle schätzten, Amerikaner, malende Exil-Russen, durchreisende Schweden, sie alle hatten bei den spontanen Dinern viel zu erzählen und zu diskutieren. Die Worte gingen in der Pariser Luft nie aus. Selbstverständlich

hatten auch Callboys Werner Herzogs neuesten Film «Kaspar Hauser» gesehen und verfochten ihre Meinung über «deutsche Melancholie», die «Sprachlosigkeit des modernen Menschen», bevor sie wortreich zu krassen Exempeln des «nicht essbaren Essens in Amsterdam» übergingen. Brüssel schien der nördlichste Ort zu sein, wo Pariser Gigolos einen Happen zu sich nehmen konnten.

Serge neigte zum Geiz. Gäste mussten Wein mitbringen. Der peruanische Botschaftssekretär hatte Baguette zu besorgen. Für Steaks, die auf dem Zwei-Flammen-Herd in die Eisenpfanne geworfen wurden, wurde eine Umlage veranstaltet. Ein polnischer Fotograf raspelte vor der Dusche Karotten. Carotin mochten alle, für den Teint. Perfekt Französisch musste niemand sprechen. Mit seinem eigenen starken Akzent aus dem Midí fand Serge den radebrechenden Polen, der Dringliches über Welt, Zeit und Sein zu sagen hatte, unterhaltsam. So wurde meistens im schlichten Präsens palavert. «Wenn Kolumbus Amerika entdeckt, bleibt es ein Anhängsel Europas.» Nur bei allzu schmerzlichen Vergewaltigungen ihrer Sprache schritten auch französische Arbeitslose ein: «*Le fromage, Igor! Et le contrôle! La République et la Méditerranée, la!*»

So kam ein erotischer Salon mit fortwährend wechselndem Personal zustande. Bisweilen nahm eine greise Spanierin, La Mercédès, zwischen den jungen, attraktiven Eroberern ihrer Welten Platz. Die längst klein geschrumpfte La Mercédès flocht meistens etwas über das Leben und die Moden in Madrid vor 1950 ein. Ich habe nie erfahren, woher Serge die beschwingte Señora in schwarzen Spitzenblusen kannte, und weshalb die beiden so vertraut waren. Die gewiss fast Achtzigjährige, mit ihrem um Generationen älteren Granatschmuck, thronte zwischen den Hähnen, verabschiedete sich beizeiten

mit einem Kopfnicken und war abermals hinreichend bespült mit Varianten von Liebeskummer, Einschätzungen der Präsidentschaft Valéry Giscard d'Estaings und Hymnen über das neuerdings beste Theater Frankreichs, «Je crois d'Europe!», die *Cartoucherie* von Ariane Mnouchkine.

Serge Garcia war meine zweite große Liebe. Nach einer großen, frühen, heimatlichen. Serge war zwanzig geworden, ich war gerade neunzehn, als ich 1975 mit der Interrail-Karte nach Paris fuhr. Es geschah zwischen Abitur und Zivildienst. Mit dem Pflanzen von Bäumen, vornehmlich von frostbeständigen Douglasien, in den Forsten der Lüneburger Heide hatte ich mir genug Geld für die Reise verdient. Als Unterkunft bei Paris hatte mir eine Klassenkameradin die Jugendherberge im Vorort Arpajon empfohlen. Dort könnte ich selbst und billig kochen, hatte Karin geschwärmt, und man fände leicht Anschluss: «Das ist eine kleine Herbergsgenossenschaft.»

Ich hatte mein silbernes Taufbesteck eingepackt, um in den Turbulenzen einer Rucksackreise etwas Stilvolles bei mir zu haben. Bereits in Münster war ich im Zug, wegen des Bestecks und meines Zinnbechers mit Reisenden ins Gespräch gekommen.

«Hübsch ... Passen Sie auf, dass es nicht gestohlen wird.»

«Den Becher hab' ich auf einem Reitturnier gewonnen.»

Die Jugendherberge in Arpajon erwies sich als ausgebaute Gartenlaube mit insgesamt zwölf Betten. Je sechs in zwei Verschlängen, einer für jedes Geschlecht. Nach einer unruhigen Nacht im Heroin-Park von Amsterdam, in dem ich ahnungslos hatte schlafen wollen, fielen mir mittags in Arpajon sofort die Augen zu.

Als ich aufwachte, saß Serge auf dem gegenüberliegenden Bett. Einen so schönen Mann hatte ich noch nie gesehen. Seine schwarzblauen Locken fielen über die Schultern eines

weißen Overalls. Er fragte nichts, sondern blieb auf der Bettkante sitzen.

Obwohl ich zur Feigheit neige, war wohl ich es, der sagte: «Bonjour.»

«Bonjour. Woher kommst du?»

«Aus Deutschland. Niedersachsen.»

«Was machst du in Paris?»

Betäubt von diesem unvermuteten Kontakt – dazu im Bannkreis einer gefährlichen Weltstadt –, antwortete ich, mich langsam im Drahtbett aufrichtend, der Wahrheit gemäß: «Ich will in die Pariser Oper gehen.»

Serge lebte erst seit vier Wochen in Paris. Er hatte einen Job in einer pharmazeutischen Firma gefunden. Er fütterte Versuchsmäuse. Abends, noch im Arbeitsdress, half er beim Saubermachen in der Jugendherberge aus. Er fragte kurz nach: «In die Oper? War ich nie. Da komme ich mit.»

Ein, zwei Stunden später packte ich in seiner Vorort-Bleibe, mit Klo unter der Treppe am Hauseingang, meine Zweithose und mein Besteck aus.

«Deutschland ist auch schön», sagte ich.

«Nur Kühe und Kartoffeln», musste ich hören. Er war noch nie dort gewesen.

Die Nacht wurde eine der schönsten. Es war mir schon damals rätselhaft, woher wir all die Energie für die Raserei, bis ins Morgengrauen, nahmen. Rimbauds Porträt hing an der Wand, und wir glaubten, uns umbringen zu müssen, weil in unseren Leben nichts Sinnlicheres mehr geschehen konnte.

In der Früh gab ich ein Vermögen für Pâtisserie und wunderbar-seltsame Pasteten mit Pistazienschicht aus. Ich begleitete Serge zur Arbeit und wartete vor der Fabrik. Am Abend saßen wir in der Oper, im Palais Garnier, wo *Die Krönung der Poppea* gegeben wurde. Mit der Herrlichkeit der Musik Monte-

verdis – von dessen Existenz keiner von uns etwas gewusst hatte – ging es unweigerlich ins Barock. Aber die barocke Weltauffassung kam uns zupass: jauchzend die Freuden genießen, theatralische Abstürze, Jammer in Kauf nehmen. Dann wieder mit Gefühlen und Stimmung himmelan.

Gemeinsam entdeckten wir Versailles. Für uns einander glühend liebende Landkinder wurde der Palast zur Offenbarung. Versailles – diese Pracht auf Erden – war der Beweis, dass das Leben ein Fest sein konnte. Man musste es nur inszenieren und souverän sein, wie der Sonnenkönig. Was für ein Aberwitz, mitten im Sumpf, zu nichts tauglich als zur Schönheit, den größten Palast zu bauen, um in dieser Eroberung zu regieren und zu repräsentieren! Ludwig XIV. hatte das Chaos des Lebens in den Griff bekommen. Alles kreiste um ihn. Und er belohnte mit Glanz und Kultur. Versailles erschien uns als der Triumph der Zivilisation. In den Raumfluchten hatten Menschen, je nach Lage der Dinge, gemessen, höflich oder anarchisch und aufgewühlt gelebt. Im Glanz der Sonne, in einem endlosen Park. Das meiste in Europa war, nachher, kleiner und kleinlicher geraten.

«Komm, in den Spiegelsaal, Hans.» – «Das Bett, solch ein Bett habe ich noch nie gesehen», brachte ich im Parade-Schlafzimmer des Sonnenkönigs, wo sechzig Kilo Gold in die Tapisserien gewebt waren, hervor. Natürlich, das Leben war eine Parade, die Menschen sahen einander vorbeimarschieren. Es kam nur darauf an, mit wie viel Schwung, Haltung, Eleganz, *Savoir-Vivre*, Demut und Schicksalshingabe man sich fortbewegte. Versailles war die Utopie, sich nicht fallen zu lassen, sich – mochte das Universum unendlich und schwarz sein – in seiner Einmaligkeit wahrzunehmen. Wir mussten manchmal lachen in Versailles. Wir hielten Ludwig XIV., den Sonnenkönig, Ludwig Sonne für die erfolgreichste hetero-

sexuelle Tunte, die je geatmet hat. Mit Federbüschen, Quasten, Tressen am Hut, Rubingehänge, Schnallenschuhen mit roten Absätzen, durch Pomp, dann wieder durch seine Reserviertheit und psychologisch meisterhafte Posen schützte er sich davor – sogar angesichts der Ewigkeit –, Nichts zu sein. Er war der einzigartige Komet, der zur Nachahmung im Strahlen aufforderte. So meinten wir, in unseren Jeans.

Bis zur Besoffenheit hörten wir in jeder Lage die Musik von Jean-Baptiste Lully, seine Märsche, die Fanfaren für Maskenbälle-zu-Pferd, Sinfonien für nachgestellte Seeschlachten auf dem Kanal von Versailles.

Wir würden ein elegantes Carpe Diem zelebrieren, wach über Abgründe hinwegsegeln.

Als ich nach drei Wochen von Serge, Paris, Frankreich fortfuhr, zum Beginn des Zivildiensts in einem Celler Altenheim, hockte ich im Gang des Nachtzugs nach Hannover und heulte. Reisende stiegen über meine Beine.

Ein solches Fest, zu zweien, in aufgeregtem Austausch, «Erzähl’ von Sachsen!», «Von Niedersachsen? ... Konntest du schon als Kind Nasallaute sprechen?», umwedelt von Schaumwein und dem Sonnenkönig, würde es nie wieder geben.

Wir sahen uns wieder. Wir reisten mit meinem VW-Käfer, in dem die Heizung nicht abzustellen war, durch Deutschland.

In Fulda warf uns ein Gastwirt hinaus, als wir ein Einzelzimmer haben wollten. Wir zelteten im Wald und kochten unter einem Regenschirm Ravioli. In Würzburg warfen wir LSD-Trips ein und wagten uns fünf Stunden lang aus der Residenz nicht wieder in die Stadt hinaus. Das Deckengemälde Tiepolos lebte, die Treppen wölbten sich, die Statuen umkreisten uns. In einer Diskothek in Rothenburg ob der Tauber beruhigten wir uns schließlich. Wir erforschten München. Ich war

von der Stadt begeistert. Straßencafés, Arkaden, Sonne, eine Metropole. Auch Serge war überrascht: «Une très belle ville.» Nachts musste er sich auf der Brücke vor dem Landtag übergeben, weil die Straßen menschenleer, sämtliche Lokale geschlossen waren, alles rundum verbarrikadiert wirkte: «Que c'est mort!» Vielleicht litt er in der Fremde unter einer Überanstrengung.

Ein Jahr lang blieb unser Briefkontakt immens. Ich dichtete sogar auf Französisch, das sich wie von selbst reimte: *Mon amour durera toujours, plein d'ivresse / je te donne la promesse*. Serge längster Brief – es trafen ungefähr zwei pro Woche ein – umfasste 53 Seiten. Es waren Hymnen auf jeden Kaffee in einer Pariser Bar, Blicke, die dort gewechselt wurden, Begegnungen beim Artischocken-Einkauf. Frau Fürst, die Sekretärin des Altenheims, unterstützte unseren Kontakt: «Rufen Sie doch bei Ihrem Freund an. Er kann mir Parfüm oder ein Nachthemd mitbringen.» Bei einer Kuratoriumssitzung des Johannerordens wurde die Telefonrechnung im Heimbüro auf die Tagesordnung gesetzt. Die einzelnen Verbindungen ließen sich seinerzeit offenbar noch nicht aufschlüsseln.

Jedes Jahr war ich bei Serge. Die Leidenschaft milderte sich in Schüben. Die Treuebrüche verliefen in Paris lustvoller als in der Lüneburger Heide, wo sich kaum Gelegenheit dafür bot. Wir reisten nach Spanien im Glück der Freundschaft. Doch in Paris zelebrierten wir bei jedem Treffen ein Ritual: Wir nahmen abends den Zug nach Versailles, packten unsere Schlafsäcke aus, schiefen auf zwei Alleebänken ein, um morgens die Sonne – so wie es der Baumeister Mansart gewollt hatte – präzise über dem Schlafzimmer des Sonnenkönigs aufgehen zu sehen.

Eines Tages brach Serge bei der Besichtigung des Schlosses von Vaux-le-Vicomte, in der Nähe von Melun, plötzlich vor

dem Porträt Liselottes von Pfalz schweißgebadet zusammen. Ich half ihm ins Freie. Nach einer Pause auf dem Rasen, einem Steak ging es besser.

Serge ist einer der seltenen Langzeitüberlebenden. Er war der erste HIV-Infizierte, den ich kannte. Man hatte noch nichts von der Krankheit gehört.

Sein Überleben nach der tödlichen Diagnose wird nicht daher rühren, dass er sich Schlafkuren verordnete, sich fast ausschließlich von rohem Obst und Mandelmilch ernährte, sich vor einigen Jahren zur Arbeit im Weinberg zurückzog, nun mit seinen kleinen Nichten am Strand spielt. Warum er noch lebt, weiß er nicht. Er ist fatalistisch geworden.

Bei ihm lernte ich vorzeiten die unglaubliche Solidarität der Pariser Schwulen kennen. Es gab die ersten Toten, zu Hunderten, alles war gedämpft, finster geworden. Aber zu einem Diner holten Serge und seine Gäste zuvor Brunot aus der Aids-Station der Klinik Salpêtrière ab. Der blonde Junge aus Passy konnte nicht mehr gehen. Sie trugen ihn. Brunot konnte nicht mehr aufrecht sitzen. Sie stützten ihn. Der Zwanzigjährige konnte das Essen nicht mehr zum Mund führen. Sie fütterten ihn. Brunot war glücklich, und La Mercédès saß, leise von Madrid erzählend, mit am Tisch.

Überall war es ähnlich, in London, San Francisco, München. Von der Silvesterfeier 1984 in Berlin – auf der alle 25 Gäste als Telefon verkleidet erscheinen mussten – lebt, bis auf mich, niemand mehr. Der Letzte, der aus diesem Kreis starb, war mein Halbcousin und ältester Freund Wilhelm. Er hatte gerade noch seine Approbation als Arzt geschafft. Dann wurde sein geschwächter, vordem prächtiger Körper, von einem malignen Lymphom heimgesucht, und Gewächse mussten aus seinem Mund wegbestrahlt werden: «Sie schmelzen wie Butter.» Als ich in unserem Heimatstädtchen, wo wir dreizehn

Jahre lang gemeinsam zur Schule gegangen und zu einem Teenager-Paar geworden waren, Wilhelm im Haus seiner Eltern in den Tod begleitete – und dieser geistreiche Mann starb exakt um 11 Uhr 11 am 11.11.1993 –, hatte die Krankheit ihn bereits mumifiziert, er sah aus wie der einbalsamierte Ramses II. Der 37-Jährige verabschiedete sich als Held. Ich hatte ihm noch einen viertelvollen Löffel Quark in den Mund geführt und musste ihn mit Anspielungen aus unserem geliebten Geschichtswissen zum Schlucken überreden:

«Ein Löffelchen für den Prinzen Eugen!»

Wilhelm schluckte.

«Ein Löffel für Bismarck.»

Er lehnte ab.

«Für Désirée, die reizende Seidenhändlertochter.» Er schluckte.

«Ein Löffel für Marie Antoinette.»

«Für die Königin immer ... »

Das waren seine letzten Worte, dann krümmte sich sein Körper furchtbar, und er war tot. Wilhelms Vater, ein ehemaliger Marine-Offizier, trat ins Zimmer, verbeugte sich vor seinem Sohn und verschwand im Keller des Hauses.

Auch bei Wilhelm hatte es die Mischung von ursprünglicher Lebensfreude, Witz und unerwartbarem, unbeherrschbarem Grauen gegeben. Sein langjähriger Lebensgefährte Ian, gleichfalls Arzt, war eines der frühesten Aids-Opfer in Berlin. Ians hysterische Eltern erklärten, den anderslautenden Totenschein vor Augen, Krebs zur Todesursache. Sie warfen Wilhelm, den Hauptbetroffenen, aus der Schöneberger Wohnung des Paares, und Wilhelm konnte bei dieser Enteignung und in diesem Gefühlsmassaker nicht einmal beweisen, dass er die Stereoanlage, die Art-déco-Stühle gekauft hatte. Bis auf ein paar Urlaubsfotos verlor Wilhelm alles eheähnliche Hab und Gut und stand

bei der Beerdigung Ians in Marl im Hintergrund an der Friedhofsmauer.

Nach diesen Ereignissen, während einer Ausbildungsphase in England, schrieb er mir: «Mein Netter, mein Vetter, ich beherrsche nun die Palette der englischen Medikamentennamen. – Wollten wir nicht einmal zusammenleben? – Ich muss dauernd an Ian denken. Stirbt einfach so weg! Oft habe ich nicht mehr die geringste Lust, hierzubleiben. Wenn ich wüsste, dass ich ihn irgendwo treffe, würde ich aufbrechen. Ich vermisse ihn furchtbar. Es war doch der, um den mein Leben kreiste. Kent mit seinen unausgegorenen amerikanischen Perspektiven wirkt so blass daneben. Ich weiß nicht, ob ich diese Steigerung des Schmerzes, der ins Unendliche geht, ertragen will. Wozu muss ich englische Rentner behandeln? Hilf mir! Ich weine in Cambridge.»

Kent Townsdin, der Ians Platz einnahm, war ein charmanter Texaner und Oboist der Berliner Symphoniker. Wir feierten 1989 gemeinsam den Fall der Mauer und besichtigten das Ost-Berliner Krankenhaus, wo Wilhelm sein Arztpraktikum absolvierte. Im Keller zeigte er uns Kisten mit Eierhandgranaten, mit denen das Krankenhauspersonal im Kriegsfall einmarschierende Westtruppen hatte aufhalten sollen. Nach Wilhelms Erkundungen hatte in dieser Krankenkabine eine Ärztin etliche ihrer Kollegen, die zugleich Stasi-Mitarbeiter waren, vor der Staatsauflösung noch rasch zu Frühinvaliden und Rentnern deklariert – damit sie unbesorgter in den Kapitalismus einfließen konnten.

Der lange, dünne Kent starb zwei Jahre später. Es vollzog sich bei ihm innerhalb einer Woche Bettlägerigkeit mit Fieber und Durchfall. Ein Quartett der Symphoniker spielte auf seiner Trauerfeier. Wenige Tage darauf floh Wilhelm aus allem Horror, zu mir nach München. Er stellte beim Frühstück eine

Art silbernes Salzfass auf den Tisch: «Das ist Kent.» Wir ließen Kent neben dem Brötchenkorb stehen. Dann flog Wilhelm mit der Asche nach Houston, Texas, und händigte Kents Eltern deren mutmaßlichen Anteil an ihrem Sohn aus. Den Rest des Musikers und Gefährten streute er in der Nähe der Golden Gate Bridge in den Pazifik.

So war das. – Warum wir nicht alle durchdrehten und wegen Irrsinns hospitalisiert wurden, bleibt ein Rätsel.

Der Letzte, der sich in Berlin, auf der Spezialstation des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Krankenhauses um Wilhelm kümmerte, war ein 20-jähriger Junge, der keinerlei Genuss zu erwarten hatte, der den oft zickigen Todkranken im Cabrio zu seltsamen Landpartien, mit Sauerstoffgerät auf dem Rücksitz, an die brandenburgischen Seen fuhr. Kai war, glaube ich, fasziniert, benommen von einem versinkenden Menschen, der an Kents Flügel noch manchmal *Bunte Blätter* von Robert Schumann spielte. Mein Briefwechsel mit Wilhelm erfasst einen Gutteil der Geschichte der Bundesrepublik, auf ganz besondere Weise geschrieben.

Er war bereits sehr krank, als er mir eine Grippepritze verabreichte: «Entspann' dich.» Ich sehe mich noch neben einem hohen Berliner Fenster mit rotem Samtvorhang stehen. Als Wilhelm die Nadel herauszog, schoss mir durch den Kopf, dass er die Spritze zuvor mit seinem Blut infiziert hatte, um mich – der ich seit unserer Einschulung Ostern 1963 zu seinem Zwilling geworden war – mit in den Tod zu nehmen. Wir beide mussten vermuten, dass ich ohne ihn ein amputierter Mensch wäre. Wir hatten uns so perfekt verstanden, dass jeder einen angefangenen Satz des anderen vollenden konnte. Zu seinen Lebzeiten durfte ich meinen Verdacht kaum denken. Nach seinem Tod verfolgte mich das Gefühl weiter. Ich dachte lange, Wilhelm wäre mein Mörder.

Bei seiner Beisetzung, auf dem alten Friedhof an der Bahnhofstraße, tauchte plötzlich die kurdische Putzfrau seiner Eltern auf. Sie hatte den Verstorbenen gar nicht persönlich gekannt. Als Überraschungswehklagende steigerte sie sich vor der norddeutschen Trauergemeinde derartig in ihr Tränenspektakel hinein, dass sie vom Grabrand abrutschte und auf den Sarg fiel. Man zog sie mit Rosen am Strumpf wieder aus der Grube.

Auch solche Vorkommnisse gehörten zu Wilhelm, zu unserem Heimatort, wo wir in der Volksschule auf dem Schulhof unsere Mitschüler zum «Kampf zwischen Rom und Byzanz» angestiftet hatten. Weiß der Himmel, wie wir auf diese Gegnerschaft kamen. Natürlich, wir mochten das Besondere, und das, woran sonst niemand dachte. Das Bekannte, Cowboy und Indianer, sahen wir zur Genüge.

Als die Liebe zwischen mir und Wilhelm, während der Oberstufe des Gymnasiums, ihren Höhepunkt erreichte, hatte mich seine Mutter an der Haustür mit dem Gruß empfangen: «Ah, da kommt ja unser Schwiegersohn.»

Wir waren sehr frech. Wir hatten, in der Abgeschiedenheit der Heide, nie Diskriminierung erfahren oder auch nur davon gehört. Kein Nachbar erwähnte Verbote in der Liebe. Wir hatten eine gemeinsame Freundin, die wir schließlich mit uns betrogen. Wie wir später erfuhren, entwickelte sich für Sabine daraus ein Trauma. Wilhelm mochte grüne Parkas mit Kunstpelzbesatz um die Kapuze, ich blaue. Gemeinsam konnten wir nicht Motorradfahren, da wir, aneinandergeklemmt, zu viel lachten. Er besaß die neuesten Platten von *Santana* und *Lou Reed*, auf Klassenfeten tranken wir Bier, Kirschwein und Eierlikör durcheinander. Wilhelm haschte mehr als ich. Er pflegte eigene Pflanzen. Wir trockneten das Gras auf der Elektroplatte in der Küche seiner Eltern. Sie wurden beim Kaffee,

mit ihren Gästen, high, ohne dass sie sich vorm Kuchen ihre aufgemunterte Stimmung erklären konnten.

«Was macht ihr denn schon wieder da? Das stinkt!»

«Wir trocknen Pflanzen für den Biologieunterricht.»

Auf dem Dachboden von Wilhelms Elternhaus, einem alten Fachwerkbau, ruhte noch die aufgerollte Reichskriegsflagge. Seine Urgroßmutter Apollonia, die, über neunzigjährig, in Filzpuschen das Bett hütete und von dort aus wöchentlich ihr Erbe neu verteilte, hatte die Fahne für den Fall des Falles nie weggeworfen.

Wilhelm und ich hatten uns beim Baden in einer Kiesgrube verliebt. Nach den ersten Berührungen unserer Körper hatten wir uns geschworen, uns nie zu küssen, das wäre «ekelig». Der Schwur hielt zwei Nachmittage.

Nach Nächten, die ich bei ihm verbrachte, konnte ich über eine Leiter und einen Dachvorsprung in mein Schlafzimmer einsteigen. Lehrer und Verwandte nahmen uns als «unzer-trennliche Kameraden» wahr. Andere schwiegen. Wir profitierten vom protestantischem Gleichmut des Landstrichs, demzufolge ohnehin alles «eitel und flüchtig» war.

Zusammen verführten wir – stets auf Wilhelms Initiative! – junge Austauschlehrer und Assistenzärzte, die es zumeist von der Universität Göttingen in unser Kaff verschlagen hatte. Wir luden die Einsamen großspurig «zum Tee» ein. Die ausländischen Lehrkräfte der Oberschule, die unerfahrenen Anästhesisten kamen gerne. Doch bevor sie freundlich unsicher Wilhelms Zimmer betraten, hatten wir das Türschloss mit Niveacreme bearbeitet. Beim Ostfriesentee drehte Wilhelm unhörbar den Schlüssel um und bemerkte nach einer Weile: «Übrigens, Mr. Baldwin, Sie kommen hier nicht eher heraus, bevor Sie uns küssen.»

Mr. Baldwin, der uns in englischer Konversation unterricht-

tete, traute seinen Ohren nicht, wurde hochrot, lachte, stand dann fassungslos und empört auf: «Let me out here. At once!» Wir hielten durch: «Den Schlüssel haben wir. Wir langweilen uns doch alle in diesem Nest.»

Es ist klar, wie diese Überfälle durch kaum 17-Jährige ausgingen. Wir bekamen an den meisten regnerischen Nachmittagen jeden, zumindest von jedem einen Kuss. Danach machten sie auf den wenigen Straßen einen Bogen um uns, bis auf David Baldwin, der unwillig nach Louisiana zurückkehrte. Mit französischen Austauschlehrerinnen, Sylvie Duchamp und Eliane Gardel, fuhren wir in den Tanzschuppen <Moorkater> oder zum neuen, stärksten Horrorfilm *Das Omen* nach Seattle. Hannover nannten wir Seattle. Vielleicht, weil beide Orte ahnungsmäßig gleich ausdruckslos waren.

Nach dem Abitur entschwand Wilhelm nach New York. Er jobbte dort als Kellner und wurde Gitarrist bei der obskuren Band *Desmond, Child and Rouge*. Nach einem Jahr kehrte er als Papagei zurück. Sein Haar war karmesinrot gefärbt, er trug gelbe, zerrissene Jeans, und Glöckchen bimmelten um seinen Hals. Er gab vor, nur noch schlecht Deutsch zu sprechen: «Was heißt *ball* – ach ja: Saal, Diele.» Die Anzahl seiner Lover, die er in einem Notizheft festgehalten hatte, erschreckte mich, wirklich über 130? Wilhelm war sehr formbewusst.

Ein Mitglied von *Desmond, Child and Rouge* besuchte uns in der Lüneburger Heide, die schöne Melanie. Die waschechte New Yorkerin geriet völlig aus dem Häuschen vor Begeisterung, als sie an der Kleidung und dem Mobiliar der Leute entdeckte, dass in der deutschen Provinz bereits ein *revival* der 50er-Jahre in Gange war. Wir weihten sie nicht ein, dass die Ära bei uns noch gar nicht zu Ende gelebt war.

«O these absurd lamps!»

«You would have to pay a fortune for it in the Village.»

Da ihm der Sinn nach Waghalsigkeiten stand, studierte Wilhelm in Göttingen Arabisch und wurde zu einem Motor des dortigen Nachtlebens. Durch eine zuerst nur flüchtige Bekanntschaft wäre er beinahe zum Mitinhaber einer Bielefelder Hemdenfirma geworden.

Der Jahreswechsel von 1999 zu 2000. Es geht wohl um die gewaltsame Verschachtelung von Leid und Glück, Reichtum und Abschied. Nach dem Kunstfertigen steht mir nicht der Sinn. Ich habe keine Wahl. Leben und Tod muss ich verbinden. Es wird die Geschichte eines Jahres, im Groben. Manches mag überhitzt daherkommen, manches langatmig. Auch das entspräche dann einer Wahrheit.

Oft denke ich noch, ich müsste Volker anrufen. Beim Gehen verlangsame ich unwillkürlich meinen Schritt, damit er nicht aus der Puste gerät.

Der Wechsel zum Jahr 2000 in Paris verlief ruhig. Serge ist mittlerweile 45 Jahre alt. Sein einst schulterlanges Haar ist einer kurzen, von Grau durchzogenen Frisur gewichen. Vom Weinlesen, vom Beschneiden der Reben, vom Traktorfahren hat er Winzerhände bekommen. Nachdem er zwanzig Jahre lang in schillernder Gesellschaft in den Parkettreihen und Logen der Theater saß, kauft er sich, bei seinen wenigen Aufenthalten in Paris, nur noch selten Eintrittskarten. Und wenn, dann haben die Stücke meistens mit der Ära Ludwigs XIV. zu tun: ein dramatisiertes Selbstgespräch der Marquise de Maintenon, die als verwitwete Greisin über ihre Vergangenheit als heimliche Gemahlin des Sonnenkönigs nachsinnt: «Ach, die leeren Hände hier ...», im <Théâtre du Montpamasse>; die Tragödie *Britannicus* von Jean Racine, in der die Gewaltherrscherin Agrippina, als sie merkt, dass ihr Sohn Nero nieder-

trächtiger wird als sie selbst, panisch erkennt: «Ich werd' ihn fürchten müssen, wenn er sich nicht mehr vor mir fürchtet!»

Am 30. Dezember besuchten wir Versailles. Über die Giebelinschrift «a toutes les gloires de la france» rann Regen. In der Woche zuvor war ein verheerender Orkan über Frankreich gefegt. Tausende von Bäumen lagen entwurzelt auf Alleen und vor den Statuen. Im Winterschauer bahnte sich ein Jogger seinen Weg durch Geäst und über Stämme. Die Besucherschlange vor dem Haupteingang – bei der Treppe der Botschafter, wo Madame de Pompadour einst ihr Privattheater hatte einbauen lassen – erstreckte sich Hunderte von Metern lang über den Ehrenhof. Die Westeuropäer, Japaner und Amerikaner waren nicht mehr unter sich. Unter den Schirmen hörten wir slawische Sprachen. Stark geschminkte Frauen in Pelzen mochten Russinnen mit mafiosen Ehemännern sein. Im Palast musste ein Gedränge wie in einem Bahnhof herrschen. Unter den Deckengemälden von Le Brun und Mignard schoben sich die Touristen mit Audiogeräten und hinter Fremdenführern, die Erkennungszeichen in die Höhe hielten, vom Schlafzimmer der Dubarry in den Salon des Herkules und konnten mit dem «kalten Pomp» wahrscheinlich wenig anfangen. Unter ihrem Atem oxydierten die Silberbeschläge und Bronzen. Gewiss retteten allein seine Einmaligkeit und Ausdehnung, nicht aber seine inneren Geschichten, Versailles vor dem Vergessen. Dass hier die Mitte des Universums sei, glaubte niemand mehr. Trotzdem schützte der Palast die Ehre seiner toten Bewohner. Deren Gehäuse, mit Kapelle, und dem Saal, in dem die Menschenrechte ausgerufen worden waren, schlief, wie es der Dichter André Chenier kurz vor seiner Guillotiniierung erlebt hatte:

*Die Wachen im Fackelschein der Nacht,
Entflohen alles: der Größe Sitz bist Du nicht mehr:
Doch die Träume, Einsamkeit,
Unbekannte Götter einst, Kunst und Obacht
Bilden nunmehr Deinen Hof.*

Serge und ich kannten ein Minimum der Vorkommnisse von Versailles, die der Herzog von Saint-Simon auf den 18 000 Seiten seiner Memoiren festgehalten hatte. Wer in Frankreich Marcel Prousts *Suche nach der Verlorenen Zeit* zu Ende gelesen hat und sich wieder in einem Labyrinth verlieren möchte, greift oftmals später zu den Erinnerungen des buckligen Herzogs. Es existiert wohl kein Gefühl, keine Tollheit, keine Art von Kummer oder Euphorie, die Saint-Simon nicht in seine Zeilen gebannt hätte. So litt, wie der Ahnherr aller Reportage berichtet, Madame de Saint-Herem bei Gewitter stets Todesangst. Beim leisesten Donner verkroch sie sich unter ihr Bett und wies ihre Dienerschaft an, sich kreuzweise und in Schichten auf das Bett zu legen, damit sich der Blitz zuerst einmal an ihnen abschwächte. Madame de Saint-Herem badete überdies gerne in der Seine. Als das Flusswasser einmal zu kalt war, ließ sie hinter sich aus Bottichen kochendes Wasser in den Fluss gießen. Die unbedachte Gattin des Großwolfjägermeisters schrie auf und musste nackt aus dem Fluss gerettet werden. Als einziger und erster Mensch hatte sie sich in der Seine verbrüht. «Ansonsten war sie», schreibt der Chronist, «geistreich und die Freude jeder Gesellschaft.»

Eines Tages, es mochte um 1700 gewesen sein, wurde dem Sonnenkönig gemeldet, dass die goldenen Fransen der Vorhänge mehrerer Salons von Versailles abgesäbelt und verschwunden waren. Dieser Diebstahl am gottgleichen Monarchen war eine Ungeheuerlichkeit. Eine Kommission forschte

nach. Man verhörte Wachen, Hofdamen, sogar Minister. Jeder der paar Tausend Bewohner war schlagartig verdächtig. Man lebte unter Dieben! Vergebens. Die kostbaren Fransen blieben unauffindbar. Wochen später saß der Sonnenkönig vor dem versammeltem Hof, vor Hunderten Zuschauern aus Paris bei der Tafel und nahm, wie stets allein – als das personifizierte Frankreich – sein vierundzwanziggängiges Mittagmahl ein ... Plötzlich rumorte es im Saal. Geräusche, wie von oben. Ein gewaltiges Getöse ließ die Anwesenden hinaufstarren und Deckung suchen. Kiloweise, in Säcken prasselte der golddurchwirkte Vorhangschmuck aus einem Versteck von einer Galeriebrüstung vor den Tisch, zwischen die Terrinen und Saucen. Der König rührte sich nicht, verzog keine Miene. Als das Diebesgut vor ihm ruhte, sprach er leise, aber vernehmlich: «Ich glaube, das sind meine Fransen.» Mit diesem Satz schloss er, ohne ein Quäntchen seiner Würde einzubüßen, den unaufklärbaren Fall von Gesetzesbruch und Untreue wahrscheinlich eines seiner engsten Vertrauten ab.

Am vorletzten Dezembertag wichen Serge und ich, nur wenige Meter vom belagerten Haupteingang entfernt, in die erste Gesamtausstellung von Bildern des Malers Jean-Marc Nattier aus. Zu zweit – sonst befand sich niemand in den Räumen – betrachteten wir die meisterhaften Porträts Ludwigs XV., der frommen Königin Maria Leszczyńska, beider acht Töchter. Offenbar kam kein Mensch auf die Idee, anstatt das morgendliche Geschubse auf der Treppe der Botschafter zu ertragen, sich erst einmal die Botschafter anzusehen, die dort hinter einem Herold die Stufen hinaufgeeilt waren, um die Aufteilung Amerikas und Indiens zu besprechen.

Am Silvesternachmittag betranken wir uns. Mit gebratenem Huhn, Gänseleberpastete, Glückskuchen in den Einkaufsstüten

saßen wir an Terrassentischen in der Rue Buci. Es war warm, der Kir tat das seinige. Viel zu diskutieren gab es mit meinem Kumpan der 70er-Jahre nicht mehr, aber das machte nichts. Wir waren erstaunlicherweise übrig geblieben.

Serge blickte den jungen Männern nach, die am verwegens-ten wirkten; ich schmolz langsam wieder in die Gesamtschön-heit von Paris ein. Speckiges Straßenpflaster, angerußte Haus-wände, Studentinnen mit langen Schals, geschwinde Kellner, abgelatschtes Schuhwerk rundum, ein Torbogen mit Cherubi-nen, die Palmzweige emporhielten, dann und wann eine ele-gante Passantin, deren Gatte Direktor der Trabrennbahn von Auteuil sein mochte, Zeitungen, Bücher, Videos in Auslagen, nasse Körbe voller Krustentiere.

«Amerika wird uns überrollen.»

«Das ist noch nicht ausgemacht.»

«Hervé und Dominique sind Ski fahren.»

«Es tut mir leid, Serge, aber Seeigel bekomme ich nicht herunter.»

Er lachte. «Ihr Fleisch ist rosig.»

«In Kanton, heißt es, verspeisen sie alles, bis auf die Tisch-beine. Aber da werde ich kaum hinkommen. Man zieht doch europäische Küsten mit Weinanbau vor.»

Serge nickte. «Nach dem Feuerwerk können wir ins *Quetzal* gehen.»

«Ich weiß nicht ... Disco ... an Silvester?»

«Der Darkroom ist gut besucht.» Er blickte aufmunternd. «Les mecs, les mecs ...» Ich hasste es, wenn er nach kurzen Gedankenkurven schon wieder auf Sex zurückkam. Das schien mir eine allzu klare und enge Lebenspriorität zu sein. Lud-wig XIV. und sein Prunk – die Weinernte –, die Männer in all ihren Erscheinungsformen. Zwischen diesen Eckpfeilern fand Serges Leben statt. Wie viele andere seiner Nation hatte er

nun, im reiferen Alter, die erotischen Sensationen der Provinz entdeckt. Man reiste in die einschlägige Sauna nach Nîmes, speiste unter blauem Himmel und ging dann zum Stierkampf, der in Frankreich mit blutjungen, gewiss hinreißenden *Toréadors* eine neue Blüte erlebte.

«Mein Flugzeug war halb leer.»

«Ich hasse Flugzeuge. Man erlebt die Reise nicht.»

«Wir müssen noch Rote Bete besorgen. Sie schmeckt in Frankreich besser und ist blutbildend.»

«Ich habe Hervé und Dominique gesagt, dass du kommst. Sie lassen dich grüßen.»

«Und ich soll dich von Volker grüßen!»

«Ah, der alte Erz-Volker ...»

«Volker hat mich losgeschickt, damit ich mal wieder was anderes sehe.»

«Ihr seid ein Ehepaar.»

«Ich komme nicht von ihm los.»

«Warum auch? Er liebt dich. Du liebst ihn. Ihr habt eure Gewohnheiten.»

«Es ist mit uns so weit, dass er meine Gedanken denkt, bevor ich sie gedacht habe.»

Serge drehte sein Glas Kir. So verliefen unsere Gespräche. Manchmal geriet ich in Fahrt. Ich erzählte Serge, wie 1945 beim Endkampf um meinen Heimatort die Hitlerjugend versehentlich beinahe meine Oma vor ihrem Kleiderschrank erschossen hatte. Die Kugeln steckten noch im Holz. Ich breitete vor ihm unversehens die Münchner Abenteuer von Lola Montez aus: «Sie ging mit der Peitsche spazieren.» In Monologen geriet ich dahin, ihm einen wirklich fesselnden, beseelten Überblick über die – auch in Deutschland vergessene – deutsche Barockdichtung zu geben, bis ich mich, nach zehntausend sprachlichen Fehlern, endgültig in Gedichtzeilen von Andreas

Gryphius verfieng, die niemand, schon gar nicht aus dem Stegreif, perfekt ins Französische übersetzen konnte: «Der schnelle Tag ist hin; die Nacht schwingt ihre Fahn / Und führt die Sternen auf. Der Menschen müde Scharen / Verlassen Feld und Werk ...»

Serge schien alles zu verstehen, er fühlte sich privilegiert und bereichert – und vergaß meine Referate sofort. Nicht einmal den Namen des Münchner Marienplatzes konnte er sich merken, geschweige denn aussprechen, und wir machten dann daraus *Place de la Sainte Vierge*. Der Gärtnerplatz, in dessen Nähe ich wohnte, benannt nach dem Architekten Friedrich von Gärtner, blieb für ihn natürlich «Place du Jardinier. Tu y habites encore?»

Ich muss noch erzählen, wie mein bäuerlich herber, auch dementsprechend geerdeter Franzose seinerzeit die DDR erobert hatte. Um 1980 hatte ich Serge Berlin gezeigt. Allerdings verschwand er bereits am ersten Abend, wie auf Nimmerwiedersehen, im Nachtleben. Auf seiner Entdeckungstour durch die Frontstadt musste er irgendwelche Kontakte geknüpft haben, offenbar sogar zu Leuten, die vielversprechende Verbindungen in die DDR besaßen. Jedenfalls erhielt ich wenige Monate später einen Brief aus Weimar, wo Serge, als Gast des Chefgärtners, im Belvédère des Großherzogs und Goethes Ferien machte. «Hier ist es ruhig und schön, und wir haben viel Spaß in Weimar.» Das konnte ich mir in den Orangerien und den Salons auf der Anhöhe über der grauen, sozialistischen Stadt gut vorstellen. Wenig später teilte mir mein Freund aus einem Interhotel in Potsdam mit, dass er hier gemerkt habe, wie es ist, wenn man zu den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs gehört. Bei jeder Mahlzeit müssten ihn zwei bis vier Kellner bedienen. Dabei trug Serge wahrscheinlich auch in Potsdam alte Turnschuhe. Ich begrüßte, etwas

neidisch, diese Unterwanderung des giftbitteren Ostens durch einen unverbrüchlich getreuen, promisken Franzosen. In der Schwulenszene von Paris löste er nach seiner Rückkehr einen wahren Reiseboom in Richtung Interhotels, Semperoper und Weimarer Lustschloss aus.

Später trieb es Serge in die Tschechoslowakei, und er gab Fresspakete in Richtung Prag und Brünn auf die Post. Als seine Reisebekanntschaften immer längere Listen mit Westprodukten schickten, brach er die Kontakte wieder ab.

«Laden wir für heute Abend noch jemanden ein?»

«Hervé und Dominique sind weg. Und ob La Marseillaise», ich glaube, er meinte einen Jean-Pierre, «noch lebt, weiß ich nicht. Ich mag nicht anrufen.»

Vom Markt in der Rue Buci bis zu Serges Wohnung im fünften Stock sind es nur wenige Hundert Meter. Mit den Plastikbeuteln passierten wir in der Rue Saint-André-des-Arts jenes Kino, in dem ich Jahre zuvor Marlene Dietrich erblickt hatte.

Damals lief ein indischer Schwarz-Weiß-Film mit dem Titel *Das Musikzimmer*. In dem alten Streifen ging es, glaube ich, um ein Klavier, das die blutigen Zeitergebnisse und sämtliche Umbauten eines subtropischen Hauses überstanden hatte. In dem kleinen Programmkino befanden sich nachmittags nur eine Handvoll Zuschauer. Mein Auge blieb plötzlich auf einem Profil in der Sitzreihe rechts vor mir haften. Die geschwungene Form der Nase unter einem lappigen Hut ließ sofort keinen Zweifel zu. Keinen Meter vor mir, in Reichweite saß Marlene Dietrich. Ob ich es wollte oder nicht, den Rest der untertitelten indischen Familiensaga gehörten meine Blicke dem Profil der Diva. Aber sie schaute sich selbstverständlich nur den Film an. Im Gegenlicht bewegten sich ihre Augenlider. Nach anderthalb Stunden ging die kleine, uralte Frau vor mir hinaus. War sie es?

Hatte Marlene Dietrich sich verkleidet? Sie trug klobige Plastikstiefel, hatte einen schäbigen Mantel an und schloss darüber die Druckknöpfe eines durchsichtigen Regencapes mit Kapuze. Es war die Kleidung einer Pennerin. Vor dem Ausgang, neben einem Döner-Laden, wünschte ich, aus gehörigem Abstand und mit einer Verbeugung auf Deutsch: «Guten Tag.»

Sie antwortete mit einem unmerklichen Nicken: «Guten Tag.» Im Nieselregen stapfte sie, den Hutfilz bis über die Ohren, davon.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de